



Beilage zum
Oberurseler Bürgerfreund.

Verlag von Heinrich Verlebach in Oberursel.

F. Ronfort.

Aus Mangel an Beweisen.

Roman von Gabriele, Baronin von Schlippenbach.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Sie band die zierliche Lauschürze fest, dann machte sie sich eifrig an die Arbeit, bei welcher Trina half. Noch nie hatte Ilse selbst Hand in der Küche angelegt. Es machte ihr großen Spaß, die goldgelben Kuchen entstehen zu sehen, sie mit Puderzucker zu bestreuen, bis sie sich zu einem ansehnlichen Berge häuften.

„Darf man mithelfen?“ fragte Dersfelds muntere Stimme, und sein blonder Kopf guckte zum Fenster hinein.

„Sie verstehen doch nichts davon“, warf Hilde spöttisch hin.

„O, aber ich verstehe sie zu essen.“

„Große Kunst! Seien Sie nicht kindisch.“

Dersfeld kletterte geschmeidig durchs Fenster.

„Waffeln ist mein Leibgericht“, sagte er; dann flüsterte er Hilde ins Ohr: „Die können Sie alle Tage baden, wenn Sie meine Frau sind.“

„Ja, wenn“, entgegnete sie, „das wird aber wohl nie der Fall sein.“

„Wollen es abwarten“, gab er ruhig zur Antwort.

Trina hatte den Staffeisch auf der Veranda gedeckt; der Straußkornblumen prangte in der Mitte. Jetzt kam Ilse mit den Waffeln. Sie sah erheitert und strahlend aus; das weiße Schürzchen stand ihr gut und verlieh ihr etwas Hausfrauliches. — Sie sah Bernd nicht gleich, der am anderen Ende der Veranda saß.

Frau von Stetten wunderte sich, den Sohn um diese Zeit hier zu treffen, er war sonst immer am Nachmittage in Wald und Feld beschäftigt.

Ein rascher Blick Ilses streifte seine Zoppe. Die Kornblume, die sie ihm gegeben, war verschwunden, er hatte sie doch in das

Knopsloch gesteckt. „Wahrscheinlich hat er sie verloren“, dachte Ilse, „na, mir kann es egal sein.“

Es war drückend schwül. Dunkle Wolken türmten sich im Osten, der Donner grollte und einzelne Blitze zuckten. Ein schweres Gewitter war im Anzuge. Die kleine Gesellschaft in Ilse's Ruhe konnte nicht recht fröhlich sein, ein banges Gefühl bedrückte sie. In diesem Sommer waren die Gewitter besonders böse. Erst kürzlich war drüben auf einem Nachbargute eine Scheune niedergebrannt, und ein anderes Mal war ein Arbeiter mit seinem Pferde auf dem Felde erschlagen worden.

„Wenn es nur bei uns kein Unheil anrichtet“, sagte Bernd besorgt, „ich will doch lieber die Spritzen bereit halten.“

Dersfeld sprang auf. „Ich gehe mit Ihnen, Stetten.“ — Sie verschwanden eiligen Schrittes; die drei Damen blieben allein.

Hilde zitterte vor Angst, sie verbergte den Kopf in dem Schoß der Mutter. Ilse fürchtete sich nicht, sie war in der Schweiz an ganz andere Gewitter gewöhnt gewesen. Furchtlos blickte sie in die Wolken, die zackige Blitze teilten. Noch regnete es nicht.

Unheimlich dunkel war es geworden.

Da ein Krach, ein niederzuckender, bläulicher Blitz.

„Das hat eingeschlagen!“ riefen die drei Frauen.

Die Feuer glode ertönte, die Leute, die auf dem Feld gearbeitet hatten, eilten vorüber.

„Es brennt im Dorfe!“ schrien sie angstvoll.

„Und Dersfeld und Bernd sind dort!“ rief Hilde, den jungen Ausländer zuerst nennend.

„Gott wird sie beschützen, liebes Kind.“

Jetzt prasselte der Regen hernieder, der beste Retter in der Not. — Aber die Feuer glode verstummte nicht, es mußte kein kleines Feuer sein. Wahrscheinlich hatte der Blitz an mehreren Stellen eingeschlagen. — Der Himmel färbte sich rot. — Eine angstvolle Stunde verging. Da kam Brömmeler herangesprengt.



Nach dem Kampf: Eine Sanitätsabteilung sucht ein Gefechtsfeld in Ostgalizien nach Verwundeten ab.

gen hernieder, der beste Retter in der Not. — Aber die Feuer glode verstummte nicht, es mußte kein kleines Feuer sein. Wahrscheinlich hatte der Blitz an mehreren Stellen eingeschlagen. — Der Himmel färbte sich rot. — Eine angstvolle Stunde verging. Da kam Brömmeler herangesprengt.

"Rinder!" rief er den Frauen zu, "das Feuer ist gelöscht, es sind aber drei Häuser im Dorf niedergebrannt. Dank Berns Unsticht und Energie, der wie ein Feldherr in der Schlacht die Spritzen leitete, hat das Feuer nicht weiter um sich gegriffen. Er hat mit eigener Lebensgefahr zwei Rinder gerettet. Ihr hättet Bernd nur sehen sollen! Heute war er an seinem Plage. Der Junge ist wie umgewandelt, die Last ist —"

Brömmeler erhaschte einen warnenden Blick seiner Cousine.

"Ach so", brummte er, sich auf Ilse's Anwesenheit besinnend.

Sie las ihm die Worte von den Lippen.

"Und Derfeld?" fragte Hilde schüchtern.

"Auch der hat tapfer geholfen. Mit seinen Riesenkräften arbeitete er unermüdlich für zwei bei den Pumpen."

"Wir wollen eine Erfrischung für beide vorbereiten", sagte Frau von Stetten. Und die drei Damen eilten in Küche und Speisekammer, während Brömmeler noch einmal ins Dorf zurücktritt.

Das Gewitter hatte aufgehört. Schon lugte die Sonne zwischen den lichter werdenden Wolken hervor, ihre Strahlen glänzten auf den nassen Blättern der Bäume.

Nach einer weiteren Stunde kamen die Männer nach Ilse's Ruh. Bernd und Derfeld sahen beruht, aber strahlend aus.

"Mein lieber Junge!"

Frau von Stetten wollte den Sohn umarmen, er wehrte ihr lachend. Seine weißen Zähne schimmerten hinter dem schwarzen Schnurrbart. — Ilse betrachtete ihn von weitem.

"Er ist ein ganzer Mann", sagte sie sich. "Und ich habe ihn häßlich behandelt aus kindlichem Trost, weil ich seine Herrennatur fühlte und mich ihr nicht fügen wollte."

"Mutting, erst müssen wir uns reinigen", wehrte Bernd ab.

Derfeld, der ebenso schwarz aussah, nickte freundlich zu. Dann gingen beide ins Haus, von wo sie nach geraumer Zeit frisch gewaschen auf die Veranda kamen.

Derfelds Kleider waren vom Wasser und Ruß verdorben; er zog einen Anzug von Bernd an, der für seine Länge zu kurz war.

"Hilte wird mich auslachen", dachte er, "aber das tut nichts."

Sie lachte aber nicht über ihn, obgleich er drollig genug in den bis zu den Knöcheln reichenden Beinkleidern und dem Rock mit den zu kurzen Ärmeln aussah. Sie war sorgend um ihn bemüht, strich ihm das Butterbrot und belegte es mit großen Scheiben rosigem Schinken, schenkte ihm Wein ein und blickte ihn freundlich an. Derfeld hätte sie am liebsten dafür geküßt.

Bernd wehrte die lobenden Worte des Onkels ab.

"Ich tat ja nur, was meine Pflicht war", sagte er bescheiden.

Der Wagen aus Bismarcksholte Ilse ab.

"Auf Wiedersehen", sagte sie Abschied nehmend, indem sie Bernd die Hand reichte.

Dieses Mal umschlossen die zarten Mädchenfinger mit warmem Druck die kräftige Hand des Mannes.

Während der nächsten Wochen nahm die Roggenernte Berns Zeit in Anspruch; er war den ganzen Tag auf den Feldern. Selten kam er nach Willkemen und dann fast nur auf Augenblicke, um Mutter und Schwester abzuholen.

Manchen Fürsichgang machten Brömmeler und der Nefse zusammen; immer mehr schloß der alte Herr den Sohn Fridas in sein Herz. —

Der Geburtstag Frau von Brömmelers nahte; es wurden festliche Vorbereitungen getroffen. Man lud die Nachbarschaft ein, und die Jugend hoffte auf ein munteres Länzchen.

Bernd hatte versprochen, zu kommen. Je näher der Tag kam, desto mehr scheute er sich, die vielen Menschen zu sehen. Hatte er es doch ängstlich vermieden, größere Gesellschaften mitzumachen, in der Furcht, daß er einen früheren Bekannten treffen könne, der um sein trauriges Schicksal wußte.

Dies sollte ihm heute nicht erspart bleiben.

Unter den Gästen befand sich ein junger Referendar aus Posen, der den Gerichtsverhandlungen beigewohnt hatte und mit Bernd recht gut bekannt war. Er wollte eben zum Besuch bei einem benachbarten Gutsbesitzer und war, als flotter Tänzer, zugleich mit diesem nach Willkemen eingeladen. — Als der Referendar Möller Stetten erblickte, stutzte er, aber er verriet nichts. Die beiden jungen Leute schüttelten sich die Hände und sprachen einige gleichgültige Worte. — Später, als beide allein im letzten Zimmer saßen, an das ein Blumenkerl stieß, sagte Möller:

"Zum Ausdruck, Stetten, also hier findet man Sie! Sie haben sich seit der unseligen Nordgeschichte aber gut versteckt. Man fragte sich oft, wo Sie geblieben seien und vermutete sie in den Kolonien oder in Rußland."

Bernd war totenbläß geworden.

"Sprechen Sie leise", bat er, sich umsehend. "Außer meinem Onkel Brömmeler weiß hier niemand von meinem Unglück."

"Armer Kerl", sagte der Referendar leiser. "Ja, ja, es ist hart,

freigesprochen zu werden aus Mangel an Beweisen". Na, ich hoffe noch immer, daß die geheimnisvolle Geschichte sich aufklären und der wahre Mörder ans Licht kommen werde."

"Ich wage nicht mehr, es zu hoffen", entgegnete Bernd mutlos.

"Kopf hoch, lieber Freund! Noch ist nicht aller Tage Abend; Sie dürfen den Mut nicht verlieren!"

Möller schüttelte Stetten herzlich die Hand, dann ging er zu der Gesellschaft zurück. Selbstverständlich würde er über Berns Unglück schweigen, das versicherte er noch.

So leise auch das Gespräch geführt worden war, zwei scharfe Mädchenohren hatten doch jedes Wort davon vernommen. Ilse war gerade im Erker mit dem Ordnen der Rotillonssträußchen beschäftigt gewesen; sie hatte, als sie jemanden kommen hörte, die schwere Sammetportiere zugezogen, welche das lauschige Versteck einschloß.

Als Möller ihn verlassen, sank Bernd wie gebrochen in einen Sessel und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Ein Stöhnen entrang sich seinen Lippen.

"Ich muß es tragen", dachte er verzweifelt.

"Bernd!"

Er blickte empor. Vor ihm stand eine weißgekleidete, zarte Gestalt, und eine kleine, weiche Hand legte sich auf seinen Arm, während zwei in Tränen schimmernde Augen ihn anschauten.

"Ilse! — Sie — Sie haben alles gehört!"

Sie nickte nur, sie konnte nicht sprechen; heißes Mitleid erfüllte sie. Jetzt kannte sie sein schweres Los, jetzt wußte sie, was ihm oft so düster die Stirn umwölkte.

"Ja — ich konnte nicht anders, Bernd."

Sie nannte ihn bei seinem Namen, ohne es selbst zu merken.

"Und Sie weichen nicht von mir zurück?" fragte er müde. "Sie fliehen den nicht, der aus Mangel an Beweisen freigesprochen wurde? Sie — Sie glauben an meine Unschuld, Ilse?"

"Ja, Bernd, felsenfest."

"Ich danke Ihnen." — In leidenschaftlicher Aufwallung zog Bernd die kleinen Hände an sich und bedeckte sie mit heißen Küßen.

Ilse ließ es bebend geschehen. Sie mußte sich ihm fügen — willenlos — schrankenlos — ihm, dem Mann, dem sie so unferndlich entgegengekommen war, ihm, dessen wundtes Herz geblutet unter falschem Verdacht. Und sie sprach leise tröstende Worte zu ihm; sie bat ihn zu hoffen und Gott zu vertrauen.

"Seien Sie nicht so gut zu mir; ich — ich kann es nicht ertragen", stammelte Bernd.

O, daß er frei wäre, daß er die Arme fest um sie legen könnte, daß er ihr sagen dürfte, wie innig er sie liebte. — In dieser Stunde bitterer Not war ihm dies zur Erkenntnis gekommen. Unter Qualen geboren, war seine Liebe zu dem reizenden, launischen Geschöpf gewachsen, bis sie sein ganzes Sein ausfüllte.

"Ilse, Ilse!" rief der Mutter Stimme, "wo fiedst du denn?"

Noch einen Händedruck, einen Blick, dann blieb Bernd allein.

Vom Tanzsaal her erklang die wiegende Melodie eines Walzers. Die heiteren Töne schnitten in die wunde Seele des Einsamen. — Jetzt unter all den frohen Menschen sein, lachen und scherzen, tanzen und flirten — welche Pein!

"Ich kann es nicht", dachte Bernd.

Er ging in das abgelegene Schreibzimmer Brömmelers und warf einige Worte auf einen Briefbogen. Er teilte dem Onkel mit, daß er nicht bis zum Schluß des Festes bleiben könne, daß er fort müsse und bat um Vergebung dafür.

Ein Diener überbrachte dem Hausherrn den Brief. Dieser las ihn und ward verstimmt. — Vergeblich erwartete Ilse den Vetter.

Wengerns waren nun schon einige Wochen von ihrer Hochzeitsreise zurück. — Der Sanitätsrat hatte heimlich die Villa in der Tiergartenstraße gekauft, die Stettens früher bewohnt hatten. Seine Schwester hatte alle aufs Beste eingerichtet, und als das Paar sich der Residenz näherte, freute Wengern sich auf die Überraschung seiner Frau.

Margarete sah frisch und blühend aus. Die blasser Gesichtsfarbe, welche sie während ihres Aufenthaltes im Wernerischen Bureau meist hatte, war der Rote der Gesundheit gewichen. Ihr Gesicht hatte noch gewonnen, seit ein rosiger Hauch sich darüber breitete.

Wie wunderbar schön war die Reise mit dem geliebten Manne gewesen! Wie hatten sie beide alles genossen: die wunderbare Natur, das Kunstleben in den großen Städten, die sie besucht hatten. Jetzt freuten sie sich beide auf ihr gemeinschaftliches Heim. Margarete auf das stille Schloß und Wälden in ihren vier Wänden, auf die Fürsorge für ihren Mann, den sie mit jedem Tag mehr liebte. Der Sanitätsrat freute sich auf sein häusliches Glück und seine Arbeit in der Klinik, die ihm doch zuweilen gefehlt hatte.

Der Schnellzug näherte sich Berlin. Sie waren allein in dem kleinen Abteil erster Klasse. Die junge Frau schmiegte sich an ihren Mann und hielt seine Hand.

„Bald sind wir daheim“, sagte sie glücklich. „Ach,heimer, wie herrlich wird es dann erst werden!“

Der Wagen des Sanitätsrates nahm sie auf, nachdem sie den Zug verlassen hatten.

„Mein liebes Berlin“, sagte Margarete, „hier ist es doch am schönsten.“

„Besonders wenn man, wie ich, eine so reizende Frau hat“, bemerkte der Sanitätsrat munter.

„Wohin fahren wir?“ fragte Margarete, „du wohnst doch in der Fasanenstraße.“

„Wohnt“, verbesserte Wengern, „seht aber nicht mehr.“

„Und das erfahre ich erst heute, du Böser.“

Margarete zupfte ihn an dem blonden Bart.

„Du wirst mir vergeben, wenn du unser neues Heim siehst.“

Sie fuhren rasch über den Asphalt der breiten Straßen dahin und erreichten das Tiergartenviertel. Der Wagen hielt vor der Margarete wohlbetannten Villa, Wengern geleitete sie ins Haus.

„Hier ist unser Heim“, sagte er, sie in seine Arme ziehend.

„Du Lieber, Güter, alles gibst du mir!“ rief Margarete tief gerührt aus, „wie soll ich es dir danken!“

Die Schwester des Sanitätsrates hatte sich rücksichtsvoll zurückgezogen, die beiden glücklichen Menschen sollten an diesem Abend allein sein.

Welche Freude bereitete es Wengern, seine Frau überall umherzuführen, ihre strahlenden Blicke zu sehen.

Ein wahrer Flor der herrlichsten, blühenden Blumen erwartete die Neuvermählten. Die Patienten und Freunde Wengerns hatten es sich nicht nehmen lassen, das Haus zu schmücken. Von Wengerns war eine prächtige, große Palme auf einem kostbaren Ständer da, Frau von Holtern hatte weiße Azalien geschickt, und das Personal des Bureaus ihrer früheren Kollegin eine reizende Jardiniere.

Margarete war eine große Blumenfreundin. Hatte sie doch, als sie noch in der Villa gelebt, mit großer Fürsorge ihre duftenden Lieblinge gepflegt. In den Manfardens Stuben verbot es sich von selbst, sich den Luxus von Blumen zu gestatten.

Ein schönes Leben lag vor dem jungen Paare.

Sie machten Besuche und empfingen sie. Wengern sah abends gern einige gute Freunde bei sich, liebte aber die großen Gesellschaften nicht; auch darin stimmte Margarete mit ihrem Mann überein. Sie fühlte, wie sie geistig neben ihm wuchs. Er erzählte ihr gern von seiner Arbeit in der Klinik, die vergrößert werden sollte; anregende Gespräche an dem gastfreien Tisch mit bedeutenden Gelehrten und liebenswürdigen, hochgebildeten Menschen waren für Margarete ein Genuß.

Eines Tages kam Frau von Holtern zu der Freundin und bat sie, an ihrem Geburtstage nach Potsdam zu kommen. Gern versprach es Margarete, auch ihr Mann gedachte, am Abend der freundlichen Aufforderung Folge zu leisten.

Die beiden jungen Frauen saßen plaudernd in dem hübschen Boudoir Irngards von Holtern; der Bube des Holternschen Ehepaares kroch auf dem Teppich umher und wurde von der Mutter und Margarete gebührend bewundert.

„Herr Oberleutnant von Streblin wünscht seine Aufwartung zu machen“, meldete der Burische.

„Bitten Sie herein.“

Streblin ahnte nicht, wen er treffen würde. Er hielt einen Blumenstrauß in der Hand und gratulierte der Hausfrau. Vor Margarete machte er eine tiefe Verbeugung.

Sie neigte leicht den stolzen Kopf.

Ihr Puls schlug nicht schneller bei der unerwarteten Begegnung. Mit der Sicherheit der Weltkame mischte sie sich in die Unterhaltung, die sich um gleichgültige Dinge drehte.

Nach einigen Minuten stand Streblin auf und empfahl sich.

„Wie verändert er ist“, dachte Margarete, „er ist um Jahre gealtert und sieht unzufrieden aus.“

Frau von Holtern erzählte, daß Meta noch immer mit der Mutter herumreise, und daß ihr Mann ein flottes Junggesellenleben führe.

So glücklich Margarete war, fiel doch oftmals ein tiefer Schatten auf ihr Leben. Wenn sie an ihren Bruder dachte, war ihr Herz schwer und sorgenvoll. Frau von Stetten hatte der Tochter geschrieben, daß Bernd nach der Begegnung mit Möller von Eisenruh fort wolle. Er habe durch den jungen Dersfeld Aussichten auf eine Stelle als Verwalter auf einem Gute in den baltischen Provinzen bekommen.

„So sehr ich mich freue, dann nach Berlin zurückzukehren“, schloß der Brief, „so schwer fällt es mir, meinen armen Jungen allein in ein fremdes Land ziehen zu sehen.“

Ja, Bernd wollte im Herbst Eisenruh verlassen. Er hatte es Brömmeler gesagt, und obgleich der Onkel wetterte, blieb Bernd fest. Was einmal geschehen war, konnte sich wiederholen: jemand,

der sein Vorleben kannte, kreuzte hier vielleicht wieder seinen Weg. Dieser in das fremde Land gehen, wo er keine Seele kannte. Offen vertraute er sich Dersfeld an, dieser versprach, durch seinen Vater für des Freundes Zukunft sorgen zu wollen.

So verchieden der lebensfrohe junge Kurländer von dem Manne war, der sein schweres Geschick trug, so fesselte beide doch ein warmes Freundschaftsgefühl.

Brömmeler ritt eines Morgens sehr verstimmt aufs Feld und fand Bernd dort.

„Denke dir, Junge, meine beiden Damen sind heute früh abgereist. Belommt die Emma da gestern eine Depesche von ihrer Schwester aus Meran, sie wäre erkrankt und bittet meine Frau, gleich zu kommen. Nun muß ich allein bleiben.“

Scheinbar ruhig hörte Bernd zu.

Seit dem Fest in Willkemen hatte er Jhe nicht wieder gesehen. Sie kam nicht mehr nach Eisenruh und er vermied es, ihr zu begegnen. Sagte er sich doch, daß er das sich in seinem Herzen für sie regende Gefühl bekämpfen müsse. Ihm kam die Nachricht des Onkels nicht unlieb; besser, er sah sie gar nicht wieder. — Es war wohl nur eine flüchtige Regung des Mitleids gewesen, das sie für ihn empfunden — weiter nichts.

Brömmeler machte noch einige Jagden mit und reiste seinen Damen nach. — Ungern sah er den Nissen scheiden, aber er sah dessen Gründe ein und suchte ihn nicht mehr zu überreden.

„Ich hoffe, das Leben führt uns doch wieder zusammen“, sagte der Onkel beim Abschied, „ich hätte dich lieber hier behalten.“

Nun war die Ernte eingeheimst; der Wind segte über die Stoppelfelder.

Eines Tages kam Bernd nach Eisenruh zurück. Er war redblich müde von seiner Arbeit, von früher Morgenstunde an bis zur Dämmerung. — Der Postbote hatte ein bides Kuvert gebracht, es trug das Amtssiegel des Posener Gerichtshofes. Lange hatte Bernd es an. Was wollten die noch von ihm? Sie, die ihm die Ehre abgeschnitten, die ihn mit den schimpflichen Worten entlassen hatten: „Aus Mangel an Beweisen“. — Sollte der Prozeß nochmals aufgeführt werden? Wollten sie ihn erbarmungslos zu Tode gehen?

Mit zitternden Fingern erbrach er das Siegel, dann las er: Posien, den 12. September 1909.

Sehr geehrter Herr Baron!

Anbei die Kopie des Schreibens, das uns soeben zugegangen, ich bitte Sie, davon Kenntnis zu nehmen.

Washington im Jameshospital, am 25. August 1909.

„Ehe ich sterbe, muß ich meine Schuld bekennen. Ich habe am 20. Oktober 1907 den Waldhüter Franz Tschibulski im Walde erstochen. Nicht mit vorbedachter Absicht, durch einen unglücklichen Zufall! Der Herr Baron von Stetten ist unschuldig!“

Bernd ließ das Papier sinken, er war wie benommen.

Konnte es wahr sein, was da schwarz auf weiß stand? Sollte die düstere Wolke über seinem Leben sich lichten? Die Buchstaben tanzten vor seinen Augen; erst nach und nach faßte er sich und las den Brief weiter:

„Ich will hier alles genau und der lauterer Wahrheit gemäß erzählen; ich hoffe dadurch einen Teil der Schuld zu sühnen, die ich auf mich geladen.“

Der Tschibulski und ich bewarben uns beide um dasselbe Mädchen, die Tochter des Gastwirtes Petraitis, der im Dorf Willtowischki lebte. Gravnika ist das Nachbargut und gehört dem Grafen Sollenthin, bei dem der Tschibulski angestellt war.

Der junge Baron von Stetten kam ab und zu nach Willtowischki zur Jagd und lehrte auch bei den Petraitis ein. — Die Janka und ich waren einig und liebten uns. Der Tschibulski war in das schmutzige Mädel wie toll verliebt, aber sein roher Charakter ließ sie ab, sie bevorzugte mich zu seinem Arger. Er suchte Streit mit mir, ich wich ihm aus; ich wollte nichts mit ihm zu tun haben.

Am Abend des neunzehnten Oktober war der Baron von Stetten bei Petraitis, mit dem er einen Handel um Kartoffeln abschloß. — Wir alle mochten den jungen Herrn gut leiden, der immer freundlich war und uns so manchen Groschen gab, wenn wir ihm einen kleinen Dienst leisteten.

„Mein Pferd, Stephan; führe es aus dem Stall“, bat mich der Baron.

Ich gehorchte.

Es war ein böses, stürmisches Regentwetter. Die Nacht sank hernieder, als der Baron sich in den Sattel schwang. Der Braune war unruhig und bäumte sich, aber sein Reiter brachte ihn zur Vernunft. Ich hatte die Stallaterne herausgebracht. Zufällig fiel mein Blick auf den Boden. Da sah ich den mir wohlbekannten Hirschfänger des Barons liegen; er mußte sich wohl beim Kampf mit dem störrischen Gaul von der Kette gelöst haben, an der er befestigt gewesen war. Ich hob die Waffe auf.



Von den Kämpfen in Flandern:
Wirkung einer deutschen Wurfmine in einem eroberten englischen Schützengraben.
 (Im Hintergrund bayrischer Landsturm beim Abfuchen des Gefechtsfeldes.)

Er, dachte ich, da kriege ich gewiß einige blanke Markstücke, dafür kaufe ich der Janka ein rotes Tüchlein.' (Schluß folgt.)

Durchlaucht.

Eine Kriegsepisode von Hermann Dreßler-Chemnitz.
 (Nachdruck verboten.)

So oft der Wind in dem dürren Laube des niedrigen Eichen* gehölzes raschelte, riß der Posten das Gewehr an die Wade und lauschte. Aber immer wieder überzeugte er sich, daß es



Deutscher Militärpolizist in Brüssel.
 (Mit Text.)

Naturlaute gewesen waren, die ihn aufgeschreckt hatten, und dann verfiel er wieder ins Träumen. Er sah sich in Berlin im Kreise seiner Freunde in dem Klublokal. Leichtfüßig sprang er mit dem Schläger in der Hand auf dem Tennisplatz. Er sah in der Loge, zurückgelehnt, das Monotel im Auge. Ja, er war ein genannter „eleganter Kerl“ gewesen, der Spitzname „Durchlaucht“, den ihm seine Freunde gegeben hatten, deckte sich in der Tat ganz mit seiner äußeren Erscheinung. Er hatte seinen Le-

bensweg bisher in Lasttiefeln und im Zylinder zurückgelegt. —

Der Mond lugte durch die Wolken und warf seinen Schattenriß, das Bild eines großen, stämmigen Soldaten, auf den Boden. Er erwachte aus seinem Träumen und sah an sich herab.

Wie wenig war ihm von seinem Durchlauchtum geblieben in dieser Zeit des Kampfes und

wäre ihm jetzt gar nicht mehr feil gewesen für Gesellschaftsrod und Laststiefel und Monotel! —

Er zog die Uhr. Ein Uhr nachts! In einer Stunde mußte der Ablösungsposten kommen. Dann konnte er sich für den Rest der Nacht am Lagerfeuer ausruhen und einmal ordentlich durchwärmen. Es war doch verdammt kalt. So eine Aprilnacht stand wahrhaftig kaum dem Dezember nach.

Er schlug sich ein paarmal die Hände unter die Arme und ging dann, das Gewehr entsichert und schußbereit quer vor dem Leibe auf die Patronentasche aufgelegt, auf und ab.

Vor ihm dehnte sich eine kleine Hochebene, die in der Ferne zu einem Höhenrande anstieg. Seit einigen Wochen schon hatten die Franzosen dort oben zwei Batterien Feldartillerie angefahren, durch die sie die weiter zurückliegenden, in guter Deckung befind-



Zerschossene Waldhochebene auf dem Hartmannsweilerkopf.



Ein russisches Geschütz mit einem Volltreffer in den Hohlraum.

Das Geschütz wurde den Russen bei der Einnahme von Lemberg abgenommen. — Phot. Giso-Film.

lichen schweren Haubitzen sicherten. Durchlaucht hatte zwei Tage vorher auf Beobachtungsposten gestanden und durch das Scheren-

fernrohr deutlich feststellen können, daß der Infanterieschutz, der an der Liniere des dazwischen gelegenen Waldes verschanzt war, bedeutend verstärkt worden war. Daß das etwas zu bedeuten hatte, war klar. — Möglich, daß die Franzosen einen deutschen Angriff auf die sehr wichtige Stellung befürchteten, möglich aber auch, daß sie ihre eigene Front unter der Bedienung aller Art von Geschützen selbst weiter vorzutreiben gedachten.



Von den Kämpfen in Südrussland: Gefangene Russen führen ihre eigenen Maschinengewehre hinter die deutsche Front.



Schloß Forderhef bei Ypern. (Mit Text.)

Er nahm das Glas zur Hand und suchte, sich im Buschwerk verbergend, das Gelände ab, das oft Augenblicke lang sich vor ihm wie in Tageshelle ausbreitete, wenn der Mond einmal hinter den Wolken hervortrat. — Der Wald da drüben stand schwarz und schweigend! — Kein Licht, keine Bewegung!

Das war merkwürdig! Er hatte doch sonst diese Totenstille nie beobachten können! Vermutlich hatten die Franzosen ihre Sicherungsposten schon weit vorgeschoben.

Während er das dachte, glaubte er ein Geräusch zu hören! Er legte sich flach an den Boden und lauschte. — Jetzt war es wie-

der da, und jetzt — jetzt, leise, vorsichtige Tritte, die sich näherten, und unter deren Last dürre Ästchen brachen. Er schmiegte sich dicht an den Boden, das Gewehr im Anschlag.

Plötzlich hob sich etwa fünfzehn Meter vor ihm das Köppi einer französischen Schleichpatrouille aus dem Gebüsch. Der Gegner ließ den Blick vorsichtig spähend umhergleiten, ohne den deutschen Posten zu bemerken.

Mit einem Satz sprang Durchlaucht plötzlich in die Höhe und rief dem Franzosen sein „Halt!“ entgegen.

Der war so erschrocken,



Heldengräber in der Heimat. (Mit Text.)

daß er nicht daran dachte, sein Gewehr zur Wache zu heben. — Im nächsten Augenblick duckte er sich und entfloß ins Gebüsch.

zu heben. — An einer Blöße tauchte er noch einmal auf Augenblicke auf.

Durchlaucht aber hatte ihn schon auf dem Storn, zog ab und sah, wie der Franzose, ohne auch nur einen Laut von sich zu geben, lang hinschlug.

Sofort antworteten die deutschen und französischen Gewehre dem Analle, der so ganz unverhofft die Nachtstille zerrissen hatte. — Dann trat wieder Ruhe ein.

Durchlaucht schidte einen

Kameraden mit Meldung über den Vorfall zurück und nahm seinen Nachtpostendienst mit verschärfter Aufmerksamkeit wieder auf, bis endlich die Ablösung kam. Wie wohl die Wärme des Lagerfeuers tat! Er streckte sich behaglich daran nieder.

Die Kameraden waren gerade überm Abtochen. Das Ochsenfleisch brodelte im Kessel, und ein erquickender Duft von Fleischbrühe stieg daraus hervor. Das sollte schmecken!

Plötzlich tönte in das Behagen hinein fernes Gewehrknattern. „Ach was, wird weiter nichts sein! Postenschießerei!“ meinte einer und warf ein frisches Scheit ins Holzfeuer.



Eine französische Mine (Blindgänger) wird von einem Pionier weggeschafft.

Am selben Augenblicke stürzte der Hauptmann aufgeregt herbei.
"Kochfeuer auslösen! Sofort!"
Fast gleichzeitig verwandelte sich die lagernde Kolonne in einen wimmelnden Ameisenhaufen.

Kommandos flogen durch die Nacht, scharf, schneidend, Schauer des nahen Todes erweckend.

Der Unteroffizier gab dem Kochfessel fluchend einen Tritt, daß die Fleischbrühe in das Feuer lief. Die Soldaten traten mit ihren Nagelhieseln die Flammen zu Boden und rissen mit den Seitengewehren die schwelenden Scheite auseinander.

"Was gibt's denn?"

"Nur Ruhe, Kinder, Ruhe!"

Ein kurzes Aufheulen fuhr durch die Luft. Jemand etwas Schwarzes, kaum einen Augenblick sichtbar, vergrub sich brüllend in die Erde. Ein gelbes Flämmchen züngelte an der Stelle auf, und dann feierte die tödliche Granate verstehend ihre Auferstehung unter Erdschollen, Steinen und zerfetzten, zerichmetrierten Menschenleibern.

So! Nun wußten sie alle, was los war! Und alle hatten sie nur den einen Wunsch: vorzuspringen und sich auf den Gegner zu werfen.

"Ruhig Leute, nur ruhig!" ermahnten die Offiziere.

"Unsre Stunde kommt auch noch!" rief der Hauptmann im Vorbeireiten seiner Kompanie zu, deren brennende Nachegier er mißführte.

In ruhigem Schritt, wie daheim auf dem Exerzierplatz, gingen die Sturmkolonnen zum Angriff vor. Die Artillerie funkte mit Leuchtraketen gegen die gegnerischen Stellungen, aber noch war nichts zu sehen. Granaten heulten durch die Luft und schlugen hinter den Angriffskolonnen ein. Feldartillerie bestellte kurz ansetzend dazwischen, und hier und da pfißen Gewehrktugeln in gedankenlosen Schwärmen durch die Luft.

Jetzt hatte man aber die eigene Postenkette im Rücken und trat in die Bruchung ein. Rechts und links fielen Kameraden, und wie von innerem Zwange getrieben, wurden die Schritte schneller. Und "schneller, schneller!" begehrten die klopfenden Pulse.

Durchlaucht führte den vordersten Zug. Sein Feldwebel war ihm eben vor die Füße gerollt.

"He, Durchlaucht! Aus dieser gottverfluchten Hölle kommt keiner wieder!" schrie ihm einer zu.

"Kein Franzose soll herauskommen, recht so!" antwortete Durchlaucht. "Wenn wir nur endlich vorwärts dürften!"

Eben ging wieder ein Regen von Leuchtkugeln über die gegnerischen Stellungen nieder, und da erkannte man auf Augenblicke deutlich die französischen Batterien oben am Abhang.

Es mußten sich da bereits Flanzenkolonnen im Kampfe wälzen. Man hörte es an dem Rollen der Gewehrsalven, daß da vorne in der Nacht eine heiße Schlacht brüllte.

Da endlich flog das ersehnte Pfeifensignal durch die Reihen. Durchlaucht gab es an seinen Zug als Kommando weiter.

"Seitengewehr — pflanzt auf!"

Das war keine Berliner Kaffeehausstimme. Das war das Schmettern einer Kriegsdrummete.

"Tornister ab!"

Im nächsten Augenblicke starrte ein Zaun eherner Spitzen. Endlich, endlich würde man rankommen an die ...

"Trarattatta! Trarattatta!"

Das helle, aufreizende Sturmsignal fuhr mit seiner aufsteigenden und plötzlich wieder fallenden Tonreihe über das Schlachtfeld.

Ein "Hurra!" wie vom Wahnsinn ausgestoßen, antwortete gellend, und dann stürzten die Braven nach vorn, Siegeszuversicht in den Augen und in den fiebernden Muskeln.

Immer nur vorwärts, vorwärts in die Nacht!

Der Mond versagte, aber die Artillerie arbeitete prächtig und überflutete das Schlachtfeld mit blendender Lichtfülle.

Zwischenhinein kreist der Regimentscheinwerfer und taucht alles in Silber. Durchlaucht steht in seinem Schein das feuergeisternde Riesenmaul eines Geschützes.

"Mir nach, hierher!" brüllt er hinter sich und stürzt nach vorn. Ran!

Infanterie liegt als Schutz bis an die Achselstüde eingegraben. Hinein springt Durchlaucht in den gegnerischen Graben.

Seine Kameraden sind dicht hinter ihm, immer vorwärts drängend.

Nach langem heißem Ringen haben sie die Gegner überwunden und zu Gefangenen gemacht.

Nun wählen sie sich am Abhang hinauf. "Hier! Hier!" brüllt Durchlaucht.

Seine Stimme klingt heiser, fürchterlich, als wenn der Schreiner den letzten Span vom Totenschreine reißt.

Jetzt ist er vorn am gegnerischen Geschütz.

Der Unteroffizier will gerade den Zündhebel abziehen, da

fährt ihm der deutsche Gewehrstoß auf das Haupt, daß er langhin schlägt wie ein Blumpfad.

Das Geschütz ist stumm.

Durchlaucht sieht um sich, ob es noch Arbeit zu tun gibt. Da fühlt er, wie ihm etwas von hinten durch den Rücken bis vor zur Brust fährt. Ein dummes Gefühl! Nicht eben schmerzhaft! Als wenn man sich einen Splitter einzieht. Er dreht sich um.

Da sieht er einen französischen Offiziersdegen. Rot, rot von Blut! Und das ist sein Blut! Hoch springt er auf.

Mit einer letzten Kraftanstrengung wirft er sich auf den Gegner und verfehlt ihm den Todesstoß, dann schwinden auch seine Kräfte und er fällt schwer auf die Leiche.

Es wird ruhig um ihn. Er fühlt ein warmes Kinnisal von der Brust unter den Kleidern dahinsidern.

"Ich muß sterben!" denkt er und wundert sich, daß er gar kein Grauen bei diesem Gedanken empfindet.

Im selben Augenblicke hört er vor sich das siegreiche "Hurra!" seiner Kameraden.

Er lächelt und schließt müde die Augen.

Dann vergehen ihm die Sinne — für immer ...

Am andern Morgen finden ihn die Kameraden.

"Hier liegt Durchlaucht!" sagt einer, und will ihm pietätvoll den Helm über das Antlitz decken.

"Nein, laß ihn so liegen!" meint der Kamerad. "Sieh doch, das Auge, in dem er das Monokel trug, steht noch halb offen und lacht so selig in den blauen Aprilm Himmel!"

"Wir wollen ihm ein Kreuz schenken!"

Sie tun es und schreiben mit schlichtem Tintenstift darauf:

"Lebe wohl, Durchlaucht! Du siegest im Tode!"

Riesengeschütze in früherer Zeit.

Von Alfred Nello. (Nachdruck verboten.)

Von jeher bildeten Burgeschütze in den Kriegen der Völker eines der verderbenbringendsten Kampfmittel. Die Vorgänger unserer heutigen Kanonen waren die sogenannten Bombarden oder Donnerbüchsen, die schon im Jahr 1338 in Gebrauch waren. Aber bereits bei der Belagerung im Jahre 1073 soll man sich solcher Donnerbüchsen bedient haben; auch erzählt man sich, daß der Erfinder der Kanonen in China bereits um das Jahr 80 unserer Zeitrechnung gelebt hat. Demnach wäre das Alter der Kanonen annähernd ein fast zweitausendjähriges. Als sicher gilt jedoch, daß im Jahre 1370, also um die Mitte des 14. Jahrhunderts, in Deutschland, und zwar in Augsburg, die ersten Kanonen hergestellt wurden. Im folgenden Jahrhundert waren Kanonen in allen europäischen Ländern als Schutzwaffe eingeführt.

Merkwürdigerweise fand das neue Kampfmittel in Rußland zuletzt Aufnahme. Im Anfang des 15. Jahrhunderts ließ der Deutschordensmeister Ulrich von Jungingen (1407—1410) gewaltige Geschütze zur Verteidigung der Festung Marienburg und des Ordenslandes in der Marienburger Geschützgießerei herstellen. Dies waren die ersten deutschen Riesengeschütze, die Vorgänger unserer heutigen Brummer, dazu bestimmt, den von Osten herankommenden Feind abzuwehren. Burggraf I. von Hohenzollern, der spätere Markgraf von Brandenburg, besaß auch ein solches Riesengeschütz. Die Chronik erzählt, der Landgraf Friedrich von Thüringen habe diese Riesentonne dem Burggrafen geliehen, wiederum wird aber aus einem Briefwechsel mit dem Deutschordensmeister bewahrt, daß der Burggraf Friedrich I. von Marienburg aus eine dieser gewaltigen Büchsen erhalten hat. Man nannte diese Marienburger Kanonen damals „große Büchsen“ und sie haben als das gewaltigste Belagerungsgeschütz früherer Jahrhunderte zu gelten.

Im Jahre 1414 benutzte Friedrich I. diese Riesentonne als Belagerungsgeschütz gegen die bisher uneinnehmbaren Burgbesetzungen der Ruitows. Diese Riesentonne an ihren Standort zu bringen, war bei den damaligen Transportverhältnissen und dem Zustande der wenigen Verkehrsstraßen keine geringe Mühe. Nur schrittweise konnte der gewaltige Büchsenwagen, von Bauern und Pferden gezogen, vorwärts gebracht werden. Man gab ihr darum auch den Namen „die faule Gerte“. Vierundzwanzig Pfund schwere Geschosse warf diese Donnerbüchse gegen die feindlichen Festungsmauern. Wo sie ihren eisernen Schlund öffnete, war auch Tod und Verderben die Folge. Der Große Kurfürst, der für die Vervollkommenheit des Heeres eifrig besorgt war, legte auch auf den Ausbau seiner Artillerie besonderen Wert. Damals wehte schon die kurbrandenburgische Flagge in Afrika, in der kurbrandenburgischen Festung Groß-Friedrichsburg. Es war des Großen Kurfürsten weitschauender Blick, sein Reich auch zur See erstarken zu lassen. Leider ist diese erste deutsche Festung an der Westküste Afrikas heute nur noch ein geringer Überrest damaliger kolonialer Bestrebungen. Die wenigen Mauerreste liegen

verhandet. In ihren Trümmern fand man auch vor nicht so langer Zeit die gewaltigen Rohre der dort aufgestellten Festungsgeschütze. Sie befinden sich heute im Zeughaus in Berlin zum Gedenken an des Großen Kurfürsten Regierungszeit. Kein Geringerer als Joachim Rettelbed, der heldenmütige Verteidiger der Festung Kolberg gegen Napoleon I., hatte auf einer seiner Seereisen diese kurbrandenburgischen Kanonen im Jahre 1772 gefunden. Er entfernte sie jedoch nicht von ihrem Standort, sondern ließ die Geschütze liegen.

Die Engländer gaben ihren Kriegsschiffen als Bewaffnung bald auch Kanonen, und zwar solche von immer größerer Schußweite und Geschosskraft. Sie sind darum die eigentlichen Erfinder oder Nutzenwender der Schiffsartillerie zu nennen; obgleich die englische Marine seit hundert Jahren keine Seeschlacht mehr auszulassen hatte und ihr erst gegenwärtig Gelegenheit gegeben ist, ihre Leistungsfähigkeit als angeblich größte Flotte der Welt darzutun.

Für das deutsche Heerwesen wirkten die Krupp'schen Kanonen umgestaltend. Diesem deutschen Erfinder verdankt Deutschland die heutige Wertschätzung seiner Artillerie. Krupp baute die gewaltigen Belagerungsgeschütze, bis im Jahr 1870 den Eingang zu den französischen Festungen erzwingen. Auch Frankreich besaß zur Zeit der Pariser Belagerung auf der Feste Mont Valérien ein Gußstahlgeschütz „la belle Josephine“, das die Deutschen wegen seines gewaltigen Brüllens den „Bullerjan“ nannten.

Die größten Küstengeschütze sollen die Vereinigten Staaten von Nordamerika zur Verteidigung des Panamalanals aufgestellt haben. Wir wissen aber auch, daß die deutschen SchiffsGeschütze auf 9000 Meter ein englisches Panzerschiff vernichten können! So geschah in der Seeschlacht bei Chile am 1. November 1914.

Auch die deutschen Torpedokanonen als Unterseebootwaffe zwingen englische Panzerkreuzer auf den Meeresgrund! Die deutsche Artillerie besitzt aber in den Krupp'schen 42-Zentimeter-Kanonen die gewaltigsten Riesengeschütze der Gegenwart. Deutsche Marke! Man erzählt sich über diese „Brummer“ allerhand Wunderdinge. Die „dicke Berta“ ist heute genau so gefürchtet wie im Markgrafen tum Brandenburg die „faule Grete“.

Was man jedoch im übrigen auch für Märchen über die Flugkraft der Brummer und ihre Bauart hören mag, es ist wenig Näheres darüber bekannt gegeben worden. Es ziemt sich daher auch nicht, danach zu forschen. Die Interessen des deutschen Vaterlandes verbieten es, daß die Vierterisch-Strategen über die 42-Zentimeter-Geschütze Vortrag halten können. Die Eroberung der Festungen Lüttich, Namur und Antwerpen geben berechtigte Kunde von der gewaltigen Kraft dieser Brummer.

Wunderbare Errettung von der Guillotine.

Graf von Trémont gehörte zu der großen Zahl von Edelweibern, die in der französischen Revolution, 1793, der Guillotine verfallen waren. Mit einer Menge Standes- und Schicksalsgenossen sollte er an einem sehr kalten Wintertage hingerichtet werden. Viele Köpfe waren schon gefallen, bevor er an die Reihe kam, und ihm froren von dem langen Stehen die Beine so fürchterlich, daß er, um nicht vor Steifigkeit umzukommen, eine Stütze an dem Soldaten suchte, der hinter ihm stand. Denn er befand sich in der letzten Reihe, und zur Bedeckung war ringsum hinter den Verurteilten eine Kette von Militär aufgestellt. Der Mann aber, dem er sich da ans Herz legte, mochte wohl die Last als un bequem empfinden, er trat etwas zur Seite, und der Graf rückte, indem er sich wieder stramm aufrichtete, in die Militär umarmung hinein. Die trat zur Rechten wie zur Linken noch ein wenig auseinander, möglicherweise aus Mitleid mit dem halberfrorenen armen Opfer, und in dem Bestreben, die erstarrten Füße zu erwärmen, trippelte er hin und her und kam so unversehens in die Zuschauer Menge hinein. Da der kurze Wintertag über dem blutigen Geschäfte zur Neige ging und die Dämmerung hereinbrach, fiel es niemandem auf, daß die zusammen gebundenen Hände den Unglücklichen als vom Revolutionstribunal verurteilt kennzeichneten. Wenigstens hinderte ihn niemand daran, daß er sich nach und nach immer weiter nach rückwärts schob.

Endlich bemerkte er hinter und neben sich keinen Menschen mehr, nur den schweigenden, in Zwielicht gehüllten Garten der Tuilerien. Jetzt erwachte die Lebenshoffnung in ihm mit Macht. Da so manche von den Neugierigen den Rückweg in die Stadt einschlugen, warum sollte er ihrem Beispiel nicht folgen? Er ließ davon, erst unauffällig in dem Tempo der übrigen, nachher immer eiliger. Auf einmal stolperte er in der zunehmenden Dunkelheit und fiel in den trockenen Graben, der zu jener Zeit die Tuilerien gärten abschloß. Diese Vertiefung schien ihm willkommene Deckung zu bieten. Er blieb liegen und hob nur den Kopf, um die Hinrichtungsstätte zu überblicken. Da sah er, daß man mit dem Menschenmorden aufgehört hatte und soeben die noch nicht Herangefommenen wegfürte, daß er fehlte, hatte niemand bemerkt.

Nun verließen sich schnell die wenigen noch übrigen Zuschauer, und als alles leer war, stieg auch er aus seinem rettenden Graben heraus. Er kannte die Örtlichkeit von früheren, glücklicheren Zeiten her ganz genau. Indem er sich im Schatten der Mauern hielt, gelangte er an die Markthallen, in denen es damals viele Schankstätten für Arbeiter, Kutscher und Marktleute gab. Bei denen wollte er suchen, unter einem unverdächtigen Vorwande die Fesseln von seinen Händen loszuwerden. Solange er die trug, durfte er sich nicht für gerettet ansehen.

Möglichst vergnügt ging er in eine der Schenken und trat zu einer Gruppe von Zechenden heran, denen er lachend seine Hände zeigte: „Seht doch bloß mal an, Jungs, was meine Kumpare mir da für 'nen Poffen gespielt haben! 's ist wahr, ich hatte verschiedene Gläser über den Durst getrunken — bei der Kälte — na, ihr wißt ja. Das hat sich die Bande zunutze gemacht und hat mir Fesseln angelegt! Na, die sollen's aber kriegen!“

Nicht nur die Nachahmung der Volkssprache, auch die ganze vernachlässigte Erscheinung des lange Eingekerkerten machten den Eindrud, daß er ein Standes- und Arbeitsgenosse der Männer sein könne, die er mit so viel Redheit anredete. Jedenfalls hielten sie ihn dafür, schnitten die Bande von den steif gewordenen Händen und nötigten ihn an ihren Tisch, wo er an ihrer Mahlzeit und ihrem sauren Wein teilnehmen mußte. Mit den Spargroschen eines ehemaligen Dieners und in dessen Kleidung rettete sich der Graf darnach über die Grenze und lebte längere Zeit in Schlesien.

Dort traf er auch mit seinem Freunde, dem schlesischen Grafen Schlabrendorf, zusammen, der auf nicht weniger wunderbare Weise der Guillotine entgangen war. Er hatte sich beim Ausbruch der Revolution vorübergehend in Paris aufgehalten, war aber mit den französischen Aristokraten zugleich verhaftet und zum Tode verdammt worden. Doch zögerte sich seine Hinrichtung ungewöhnlich lange hin, und als er endlich mit dem Karren zur Guillotine gebracht werden sollte, war darüber der 27. Juli 1794 herangefommen, der berühmte 9. Thermidor. Und dabei ereignete es sich, daß die Stiefel des Grafen nicht zu finden waren, und daß, als das Suchen gar zu lange dauerte, der Karrenführer ohne ihn abfuhr, um am andern Tage seinetwegen noch einmal vorzusprechen. Dazu jedoch kam es nicht mehr. Der 9. Thermidor brachte Robespierres Sturz, die Schreckensherrschaft war zu Ende, Graf Schlabrendorf wurde samt den noch übrigen Aristokraten auf freien Fuß gesetzt, ging in sein Vaterland zurück und lebte dort auf seinen Gütern, wo Graf Trémont sein Gast war, — zwei gerettete Zeugen der schrecklichsten Zeit in Frankreichs Geschichte. C. D.

Fürs Haus

Schuhsohlen haltbar zu machen.

Die Schusterrechnungen spielen besonders in ärmeren Familien eine ganz erhebliche Rolle im Haushalt, und der Wunsch, diesen Posten nach Möglichkeit einzuschränken, ist daher nur zu begreiflich. Besonders sind es die Sohlen, die bei unserm jungen Nachwuchs aller Augenblicke wieder „durch“ sind, und da empfiehlt es sich, zu ihrer größeren Haltbarkeit eine kleine Mühe nicht zu scheuen.

Zu diesem Zwecke bestreicht man die noch nicht getragenen, also ganz trockenen Sohlen mittels eines breiten, flachen Pinsels (siehe Abbildung) gleichmäßig und Strich für Strich mit gekochtem und etwas abgekühltem Leinöl und läßt das Öl gut einziehen. Verstärkt wird die Wirkung noch, wenn man das Verfahren ein paarmal wiederholt, ehe die Sohle durch das Tragen mit Feuchtigkeit in Berührung kommt. Aber auch nach dem Tragen kann es von Zeit zu Zeit immer wieder einmal mit Vorteil angewendet werden, aber immer nur, wenn die Sohle trocken ist, denn die Feuchtigkeit würde das Eindringen des warmen Öles unmöglich machen, gerade wie anderseits die ölgetränkte Sohle der Risse und ihrer zerstörenden Wirkung einen größeren Widerstand entgegensetzt. Die kleine Mühe lohnt sich reichlich. Will man die Sache ganz gründlich machen, und kann man die Sohlen ein paar Tage in Behandlung haben, so kann man nach dem vollständigen Eintrocknen des Öles noch einmal mit Bernsteinlack darübergehen, was selbstverständlich die Wirkung erhöht. Empfehlen kann man auch statt des Leinöls eine Mischung von drei Teilen Leinöl und einem Teil Terpentinöl, doch ist bei der Erwärmung dieser Mischung sehr vorsichtig zu hantieren, denn Terpentinöl ist feuergefährlich.



Deutsche Militärpolizei in Brüssel. In der belgischen Hauptstadt ist von der deutschen Militärbehörde ein Polizeikommando eingerichtet worden, das, abgesehen von seinen militärpolizeilichen Dienstobliegenheiten, auch die Tätigkeit der Zivilpolizei zu unterstützen hat. Unser vorstehendes Bild zeigt einen solchen deutschen Soldaten, der als Militärpolizist in Brüssel Dienst tut. Als Kennzeichen seines Amtes trägt er eine Armbinde und ein Brustschild von ähnlicher Art, wie es die deutschen Feldgendarmen aufweisen. Natürlicherweise werden für den Militärpolizeidienst vorzugs-

„Nun ja,“ bemerkt der Bildhauer, „das muß wohl der Fall sein, bin ich doch kein Schöpfer.“ Ein mißtrauischer Blick folgte dieser Erklärung; dann wandte sich das Oberhaupt der Familie den Seinen zu und ließ halblaut die Worte fallen: „Oder Schwindler!“ — Draße entfernte sich darauf lächelnd, ohne daß der Zweifler weiter aufgeklärt wurde.

Gemeinnütziges

Hopfen darf nicht im Sonnenschein getrocknet werden; er verliert dann an Farbe und Geruch. Besser zum Ziele kommt man im Kleinbetrieb, wenn die Trocknung auf gut gereinigten staubfreien Böden vorgenommen wird.

Drei Veteranen von 1866 und 1870/71 als Bataillonskommandeure in einem Regiment.



Oberst Frhr. v. Gemmingen-Hornberg.



Oberstleutnant v. Wölflach.



Oberstleutnant Freiherr v. Graßheim.

Das württembergische Landwehrregiment Nr. 128 hatte bei seinem Auscheiden ins Feld drei Veteranen von 1866 und 1870/71 als Bataillonskommandeure aufzuweisen, den 64jährigen Obersten Freiherrn v. Gemmingen-Hornberg, den 68jährigen Oberstleutnant v. Wölflach und den 69jährigen Oberstleutnant Freiherrn v. Graßheim. Alle drei schmückt das Eiserne Kreuz 2. Klasse von 1870/71 und das 1. Klasse von 1914, der württembergische Militärverdienstorden und das Ehrenkreuz der württembergischen Krone mit Schwertern. Freiherr v. Graßheim steht heute an der Spitze seines Bataillons, Freiherr v. Gemmingen erlitt beim Angriff an feindlichen Stacheldraht Hindernissen Verletzungen, und Oberstleutnant v. Wölflach muß nach siebenmonatigen Ausbarren im Schützengraben eine von 1870 herrührende, wieder aufgebrochene Wunde ausheilen.

weise solche Leute ausgewählt, die mindestens die französische, nötigenfalls auch die flämische Sprache einigermaßen beherrschen.

Schloß Roldorhet bei Ypern. Es ist nicht der einzige Herrensitz, der durch Granaten zertrümmert worden ist, wie ja überhaupt in Westlandern nur wenig von den Burgen, die Menschenhände geschaffen, übriggeblieben wird. Flandern und Ypern werden in der Geschichte dieses Weltkrieges ein besonderes Kapitel bilden.

Gräber in der Heimat. Am Fuße des Völkerschlachtdenkmal in Leipzig wurde über den Gräbern von zweihundert in diesem Kriege gefallenen Krieger ein Denkmal errichtet, das aus einem gewaltigen Granitstein in Form eines Eisernen Kreuzes besteht.

Allerlei

Grausam. Direktor (zur Sängerin, nachdem sie Probe gesungen): „Als Sängerin kann ich Sie nicht gebrauchen, aber wenn Sie wollen, können Sie in dem Ausstattungsstück den heulenden Sturm markieren!“

Der beste Rat. Der berühmte amerikanische Advokat Bartols befand sich einst zufällig im Gerichtssaal, als vor den Geschworenen der Prozeß gegen eine wegen Raubes angeklagte Persönlichkeit, die keinen Verteidiger hatte, beginnen sollte. Der Präsident des Gerichtes wandte sich an Bartols und sagte: „Herr Advokat Bartols, übernehmen Sie die Verteidigung, gehen Sie mit dem Angeklagten in jenes Zimmer und geben Sie ihm den besten Rat, den Sie wissen.“ — Bartols willigte ein und lehnte nach einer halben Stunde allein zurück. — „Nun, wo ist der Angeklagte?“ fragte der Präsident. — „Weit von hier“, antwortete der Advokat. „Als ich gehört, was er mir zu sagen hatte, befolgte ich Ihren Befehl und gab ihm meinen besten Rat, nämlich den, so rasch wie möglich zu entfliehen, worauf er aus dem Fenster sprang und sich in Sicherheit brachte.“

Draße und der Familienvater. Friedrich Draße, obgleich in Pyrmont geboren (1805), war früh nach Berlin gekommen, wo er Rauchs Schüler wurde und sich bald als Meister bewährte. Er hatte sich hier auch so eingewohnt, daß er, einzelne Reisen ausgenommen, die preussische Hauptstadt nicht mehr verließ, ja sie innig liebte. Der Tiergarten in Berlin sah ihn täglich in seinen schattigen Alleen. Auf einem dieser Spaziergänge war er wieder einmal zu der Statue Friedrich Wilhelms III. gekommen, einem seiner Meisterwerke, vor dem er eine sich laut über die Statue unterhaltende Familie fand. Namentlich war es das Oberhaupt desselben, das den Seinen das Relief an dem runden Piedestal erklärte, aber auch Jünglinge einfließen ließ. Draße trat näher und berichtigte den Familienvater. „Sie kennen das Ding da ja sehr genau“, sagte endlich der Vollsputberliner.

Die oberste Nase des Rosenkohl ist stets am meisten entwidelt. Sie wird infolgedessen auch zuerst geerntet, was andererseits zur Folge hat, daß die Seitenknospen zur Vervollkommenung angereizt werden. Es läßt sich bis tief in den Winter hinein ernten, denn der Rosenkohl ist ziemlich unempfindlich. Er verträgt eine Kälte von 15 Grad, ohne Schaden zu nehmen.

Ziegen gehören bei Regenwetter nicht auf die Weide. Sie müssen bei plötzlich eintretendem Regen schleunigst unter Dach und Fach gelangen können, denn die Nässe ist ihnen sehr schädlich.

Frühhühner sind **Schlachtreif**, wenn sie 6 bis 7 Monate, **Truthühner**, wenn sie 9 bis 10 Monate alt sind. Dann ist ihr Fleisch am meisten saftig, zart und wohlschmeckend. Truthühner über 4 Jahre sind weder als Schlacht-, noch als Bruthühner brauchbar.

Auflösung.

HAITI
EPHEU
BRAND
BRAGI
ERNST
LURCH

Scharade.

Das C ist ein Element,
das G ist das a n d r e jeder kennt.
Das W a n g e ist auch ein Baum,
die m e i s t an F e d e n wird gesägt.
Julius Fald.

Reisenträtsel.

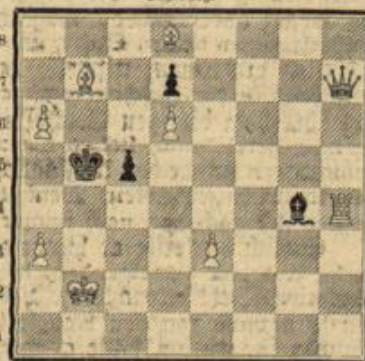
A A D E
E E E E
F L L N N N O P
R S S T
T T W Z

Die mittlere Querreihe bezeichnet eine preussische Provinz und die vier Endreihen: einen Mädchennamen, einen deutschen Nebenfluß, einen griechischen Philosophen und einen Dummeloserper.

Die Lösung folgt in nächster Nummer.

Problem Nr. 137.

Von Dr. J. Frankenslein.
(Deutsche Schachzeitung, 1907.)
Schwarz.



Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Anagramms: Del. Joel.
Des Bilderrätsels: Remichsches Bild.
Schließlich besteht in erfolgreichem Handeln.

A B C D E F G H
Weiß.
Matt in 2 Zügen.